

**Erinnerungen
aus dem Leben
für die Gemeinschaft**

von Klaus-Wilhelm Lege

- | | |
|---|----|
| 1. Hamburg im Feuersturm der Operation Gomorrha des Zweiten Weltkriegs | 2 |
| 2. Der Wiederaufbau der Großstadt Hamburg in der unmittelbaren Nachkriegszeit | 7 |
| 3. Einsatz für die Gemeinschaft in den ersten Jahren der Bundesrepublik Deutschland | 11 |
| 4. Mit der Hamburger Schulreform zu nebenschulischer Aktivitäten in Sport, Kunst und Sozialem | 17 |

1. Hamburg im Feuersturm der Operation Gomorrha des Zweiten Weltkriegs

Der vom NS-Regime des Deutschen Reiches (Nationalsozialistisches Regime) begonnene sechsjährige Zweite Weltkrieg vom 1. September 1939 bis zum 2. September 1945 wurde von den Alliierten gewonnen, allerdings an der Front nur im Osten Europas.

Die Eroberung des deutschen Staatsgebietes wurde vor allem durch den alliierten Luftkrieg entschieden. Beim Versuch, die deutsche Bevölkerung zu demoralisieren und industrielle Rüstungsanlagen sowie Verkehrswege für den Nachschub zu vernichten, wurden vor allem in Nachtflügen viele Wohnungen zerstört und vor allem Zivilisten bei Angriffen auf die Wohngebiete von Städten getötet.

Ein erster Bombenhagel wurde aber schon gleich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs vom NS-Regime beim Blitzkrieg gegen Polen ausgelöst, nämlich am 1. September 1939 beim Angriff der deutschen Luftwaffe auf die polnische **Kleinstadt Wielun**, wo über 1.200 Zivilisten umkamen. Und schon am 25. und 26. September 1939 wurde die **Großstadt Warschau** durch deutsche Bomber in Schutt und Asche gelegt. Es war das erste Flächenbombardement einer Großstadt überhaupt.

Trotz der 1944 erlangten uneingeschränkten Lufthoheit der Alliierten über Deutschland wurde das eigentliche Ziel, nämlich die Zerstörung der Industrie und der Infrastruktur, nicht erreicht, weil die Produktion von deutschen Kriegsgütern in Höhlen und Tunnels verlegt wurde und dadurch noch erhöht werden konnte.

Durch gezielte Lufteinsätze in Wohngebieten konnte die Zivilbevölkerung nicht demoralisiert und der bewaffnete Widerstand nicht geschwächt werden. Selbst der 1942 einsetzende systematische nächtliche Bombenterror der englischen Luftwaffe gegen deutsche Städte änderte nichts daran. Beim Kriegseintritt der USA 1943 wurden sogar die Nachtangriffe der Engländer durch Tagesflüge der US-Luftwaffe ergänzt.

In dieser Zeit war ich ein Jahr alt und mein Bruder gerade geboren. Wir wohnten in Hamburg, der zweitgrößten Stadt des Deutschen Reiches mit ca. 1,5 Mio Einwohnern.

Zwischen dem 24. Juli und 3. August 1943 kam es dort in zehn Tagen und Nächten durch die alliierten Flieger mit Spreng- und Brandbomben zu einem Inferno von unvorstellbarem Ausmaß, ein Feuersturm, „Operation Gomorrha“ nach einer biblischen Geschichte aus dem Alten Testament genannt, zerstörte große Teile Hamburgs, vor allem in den Wohngebieten. Dabei gab es über 40.000 zivile Opfer. Fast 360.000 Wohnungen wurden zerstört und ca. 750.000 Hamburger wurden obdachlos.

Doch schon kurz darauf begannen die Hamburger mit dem Wiederaufbau. Allerdings war der Feuersturm so stark, dass die dadurch verursachten Zerstörungen im Hamburger Stadtbild noch heute sichtbar sind, zumal Wohngebäude durch Bürobauten ersetzt wurden und neu errichtete Wohnblocks ganze Stadtteile veränderten.

In dem **Stadtteil Hoheluft**, in dem wir wohnten, kam es schon in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943 zu großen Flächenbränden.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Juli wurden die östlichen Stadtteile von den Engländern bombardiert und Arbeiterviertel fast völlig zerstört. Dabei erstickten und verbrannten tausende von Menschen. Zu dieser Zeit griffen die US-Bomber in Tagesflügen vor allem Ziele im Hamburger Hafen an, wo große Werften deutsche U-Boote bauten.

Trotz der schon 1944 erlangten uneingeschränkten Lufthoheit der Alliierten wurde das eigentliche Ziel, nämlich die Zerstörung der deutschen Industrie und der Infrastruktur, nicht erreicht, weil die Produktion von deutschem Kriegsmaterial verlegt und sogar noch verstärkt werden konnte. Dazu gehörten auch neue Waffen, nämlich die als Vergeltungswaffen bezeichneten V1 und die V2 Raketen, zumal die Luftwaffe seit etwa Mitte 1944 keine Einsätze mehr fliegen konnte.

Auch die Raketen und später die beiden US-Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki führten zu unzähligen zivilen Kriegsoffern. Die Gesamtzahl der Kriegsoffer durch direkte Kriegseinwirkung wird auf 60 bis 70 Millionen geschätzt. Unter Einbeziehung von Verbrechen und Kriegsfolgen gab es schätzungsweise im Zweiten Weltkrieg vom 1. September 1939 bis zum 2.

September 1945 ca. 80 Millionen Opfer. Es wurde scheinbar für die betroffene Bevölkerung zum Überleben in Kriegszeiten sicherer, an der feindlichen Front zu kämpfen, als an der Heimatfront eingesetzt zu werden.

Schon zu Kriegsbeginn machten Menschen in Europa schreckliche Erfahrungnen, litten unter Todesangst, wurden durch Vergewaltigungen und andere Qualen, wie Foltern, misshandelt, mussten hungern. Andere wurden zur Flucht gezwungen oder vertrieben. Vor allem der Verlust von Familienangehörigen und Freunden brachte großes Leid mit sich. Auch Kinder litten unter schrecklichen Erinnerungen

Und später während des Krieges kam noch mehr Leid über die Bevölkerung, nämlich die Zwangsrationierung von Lebensmitteln, wie Fleisch- und Milchprodukte sowie Eier und Brot, also von Nahrungsmitteln, die nur gegen Lebensmittelkarten erhältlich waren. Im Oktober 1939 wurden sogar Bezugsscheine für den Kauf von Textilien eingeführt. Dennoch gab es trotz der Entbehrungen im Deutschen Reich während des Krieges keine ernsthaften Ernährungs- und Versorgungsprobleme, zumal die deutsche Bevölkerung durch die rücksichtslose Ausbeutung der besetzten Gebiete versorgt werden konnte.

Um die Männer an der Kriegsfront zu ersetzen, wurden die Frauen schon zu Beginn des Krieges durch Gleichstellung auf die „Heimatfront“ vorbereitet, wobei sie dort eingesetzt wurden, wo die Frontsoldaten nicht durch Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene ersetzt werden konnten, zum Beispiel in sozialen Einrichtungen, beim Luftschutz und in den Verkehrsbetrieben.

Kinder und Jugendliche wurden während des Krieges klassenweise zum Ernteeinsatz verpflichtet. Die Einsätze wurden über die Schulen oder die „Hitler-Jugend“ organisiert. Dadurch wurde die Volksgemeinschaft und das solidarische Handeln herausgestellt, beispielsweise bei den Sammlungen für das Kriegswinterhilfswerk, insbesondere von Winterkleidung für die Wehrmachtssoldaten an der Ostfront.

Nach der Ausrufung des „Totalen Kriegs“ am 18. Februar 1943 erfolgte die Mobilmachung aller materiellen Ressourcen. Die waffenfähigen Männer ab 18 Jahren wurden zur Wehrmacht eingezogen, die 14- bis 18-jährigen Hitler-Jungen kamen zur Wehrtüchtigung, später auch zur Wehrmacht. Gegen Ende 1944 wurde der Volkssturm einberufen, so dass die Jungen mit der Waffe in der Hand dem Feind unmittelbar gegenüberstanden.

Ab 1942 ertönten die Luftsirenen in den Städten, wenn die englischen Bomber anflogen. Verdunklungen sollten die nächtlichen Angreifer von den Wohngebieten der Städte fernhalten. Immer häufiger mussten Menschen in den angegriffenen Städten Deutschlands in Luftschutzkellern und Bunkern ihren Schutz suchen. Die Nächte in den Luftschutzräumen verbrachten die Flüchtenden in beengtem Zustand. Der Geruch von Feuer und verbranntem Hausrat sowie von den vielen Toten auf den Straßen und in den zerstörten Wohnungen machte die Menschen schwach.

Das alles habe ich miterlebt, allerdings als gerade geborener Säugling nur unbewusst. Von Berichten meiner Mutter aus dieser Zeit weiß ich, dass bei Ertönen der Sirenen meine Mutter ihre beiden Söhne aus dem Bett holte und von unserer Wohnung im 3. Stock des Wohngebäudes in der Bismarckstraße 82 die hohen Treppen hinuntertrug und mit in den Luftschutzkeller im Nachbarhaus nahm.

Besonders schwierig war das während der zehn Nächte der „Operation Gomorrha“ von Ende Juli bis Anfang August 1943; denn das Inferno verursacht durch die englischen Spreng- und Brandbomben nahm unvorstellbare Ausmaße an. Löscharbeiten wurden dadurch erschwert, dass nach einem Hauptangriff in Wellen weitere Bomben abgeworfen wurden, so dass große Flächenbrände nicht verhindert werden konnten. Auch durch den Luftdruck von Sprengkörpern wurden viele Wohnungen zerstört. Und die meist aus Holz bestehenden Treppenhäuser leiteten das Feuer weiter in andere Etagen.

In den verhältnismäßig sicheren aber sehr engen Luftschutzkellern bestand wegen der vielen Schutzsuchenden Erstickungsgefahr. Die Luft war unerträglich. Als der nächtliche Luftangriff vorüber war, musste der Hausmeister manchmal sogar mit ein paar Hausbewohnern einige psychisch leidende und verängstigte Rettungssuchende hinausprügeln.

Das Gebäude, in dem wir in einer geräumigen Mietwohnung lebten, steht in der Bismarckstraße zwischen dem Scheideweg und der Mansteinstraße, die etwas weiter zum Isebekkanal hin über eine Brücke führt, das Kaiser-Friedrich-Ufer kreuzt und dort Bogenstraße heißt.

Genau vor unserem Hauseingang wurde in der ersten Nacht der Operation Gomorrha das gegenüber liegende Wohnhaus durch Bomben völlig zerstört. Die Trümmern reichten bis zu unserem Hauseingang. Die Bismarckstraße konnte an dieser Stelle nicht mehr befahren werden. Das Gebäude war offensichtlich von einer Sprengbombe und darauf folgend von Brandbomben zerstört worden. Es war groß und reichte von der Bismarckstraße an der Mansteinstraße entlang bis zum Isebekkanal. Daneben lag ein freier Platz, ein Schulhof, der sich etwa von der Höhe des Scheidewegs bis zu den beiden zusammenhängenden Volksschulen, eine für Jungen, die andere für Mädchen, erstreckte. Die Schulen mit ihrem Schulhof wurden von keiner Bombe getroffen, aber dennoch von den Druckwellen der in der Nachbarschaft eingeschlagenen Bomben stark beschädigt.

Die aus dem rettenden Luftschutzkeller kommenden Nachbarn und meine Mutter hatten große Angst, als sie die Katastrophe sahen, es könnte nämlich noch weitere Explosionen geben und auch unser Wohngebäude beschädigen oder gar zerstören. Ihre Blicke waren angstvoll auf die rauchende Ruine vor unserem Haus gerichtet.

Erst Augenblicke später wurde den Hausbewohnern klar, dass auch auf ihrer Seite der **Bismarckstraße** die englischen Bomben eingeschlagen waren.

Die Wohngebäude entlang des gesamten Straßenzugs gegenüber den beiden Schulen vom **Scheideweg** bis zur nächsten Querstraße der Bismarckstraße (**Goebenstraße**) waren durch die Bomben eingestürzt. Die meisten Häuser auf der anderen Seite der Goebenstraße entlang der **Bismarckstraße** blieben glücklicherweise stehen.

Anfang 1945 traf der Zweite Weltkrieg auch meine Familie mit voller Kraft. Er nahm uns meinen Vater. Auch seine beiden Brüder sind aus dem Krieg nicht zurückgekehrt. Die Trauer war groß. Ich erinnere mich noch, dass mein Bruder und ich auf einem zusammengerollten Teppich auf dem Flur unserer Wohnung saßen und weinten. Allerdings können wir beide uns nicht mehr an unseren Vater erinnern. Seine Eltern, also unsere Großeltern, starben kurz nach dem Krieg aus Gram, sie hatten ihre drei Söhne im Krieg verloren.

Die Trauer, der Hunger und die gewaltigen Kriegszerstörungen dauerten bei vielen Menschen noch über Jahre nach dem Krieg an.

2. Der Wiederaufbau der Großstadt Hamburg in der unmittelbaren Nachkriegszeit

In Hamburg war der Zweite Weltkrieg schon kurz vor der offiziellen bedingungslosen Kapitulation zu Ende, nämlich am 3. Mai 1945, als die Stadt kampflös an die britische Armee übergeben wurde. Dadurch wurde eine militärische Schlacht um die Reste Hamburgs, die voraussichtlich mit der vollständigen Zerstörung der Stadt geendet hätte, sinnlos.

Dennoch lagen ganze Stadtviertel aufgrund der Operation Gomorrha in Trümmern, fast die Hälfte der Wohnungen war durch den Krieg zerstört worden und wichtige Straßenverbindungen abgeschnitten oder unterbrochen.

Hunderttausende von Menschen lebten in Notunterkünften. Trotzdem musste die Stadt zusätzlich Menschen aufnehmen, nämlich die während des Krieges in das sichere Umland evakuierten Menschen („Butenhamburger“), außerdem Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten, nämlich aus Ostpreußen, Schlesien und Pommern, entlassene Kriegsgefangene und befreite Häftlinge aus den Konzentrationslagern.

Viele Menschen wurden zunächst in den aus dem Krieg vorhandenen über 100 Hamburger Luftschutz-Bunkern untergebracht, in 6 bis 8 qm großen Räumen. Die dortigen Lebensbedingungen waren so schlecht, dass sogar aus Sauerstoffmangel morgens Menschen bewusstlos nach draußen gebracht werden mussten. Andere Wohnungslose lebten zusammen mit ihren fremden Leidensgefährten in Schulen, Kasernen und auf Wohnschiffen oder wurden in den weniger zerstörten Wohnungen mit untergebracht.

Für den bevorstehenden Winter suchte die britische Militärverwaltung 1945 nach weiteren Notunterkünften und kam dabei auf die schon 1916 von dem kanadischen Ingenieur Peter Norman Nissen für die Unterbringung von Frontsoldaten entwickelten Nissenhütten. Über 40.000 Menschen lebten dann in den Hamburger Nissenhütten von ca. 50 qm Größe aus Wellblech. Die einzelnen Hütten konnten von bis zu 25 Menschen gleichzeitig genutzt werden.

Diese Nissenhütten waren zunächst nicht isoliert, so dass besonders Hitze und Kälte von den Insassen gefürchtet wurden; denn im Winter konnten

beispielsweise Hände von unvorsichtigen Kindern an den eiskalten Wellblechwänden anfrieren.

Bis Anfang der 1960er Jahre war das Stadtbild Hamburgs von etwa 40 solcher Nissenhütten-Siedlungen gekennzeichnet. An eine der Nissenhütten-Siedlungen kann ich mich noch gut erinnern. Sie lag am Kaiser-Friedrich-Ufer parallel zum Isebekkanal, unweit unserer Wohnung in der 3. Etage des fünfstöckigen Hauses Bismarckstraße 82.

Auf unserer Seite des Isebekkanals stand das mehrstöckige Wohngebäude der Bismarckstraße, das während der Operation Gomorrha völlig zerstört wurde und eingestürzt nur noch einen Trümmerhaufen bildete. Daneben lag der Schulhof der beiden benachbarten Volksschulen. Auch die Wohnhäuser den Schulen gegenüber an der Bismarckstraße bestanden nach „Gomorrha“ nur noch aus Trümmern, die bis hinein in den Scheideweg reichten. Nur der Häuserblock auf der anderen Seite des Scheidewegs, zu dem auch unser Wohnhaus gehörte, blieb im Krieg von Bomben verschont.

Die Trümmern in der Bismarckstraße machten die Schüler neugierig. Die mutigen unter ihnen wagten bald, über die Mauersteine und die an der Straße liegenden Steinblöcke hinüberzuklettern, wenn sie aus der Schule kamen. Sie entdeckten Öffnungen, die wie Höhlen aussahen und zum Spielen einluden. Das war wegen der drohenden Gefahren verboten, störte aber die unbeaufsichtigten Kinder nicht.

Auch wir, mein Bruder und ich, die wir bald ins schulpflichtige Alter kamen, spielten mit. Ich erinnere mich noch daran, wie ich einem mit uns spielenden Freund beim Ausbau unserer Höhle versehentlich einen Stein an den Kopf geworfen habe. Das gab natürlich Ärger. Glücklicherweise ist nichts Ernsthaftes dabei passiert.

Die unmittelbare Nachkriegszeit in Hamburg war außerordentlich schlecht, schauerhaft. In der grauenvollen Trümmerlandschaft traten neben dem allgemeinen Elend auch Mangelkrankheiten auf; denn zur Wohnungsnot kam auch der Hunger.

Die Lebensmittelversorgung und die Deckung des täglichen Bedarfs an Haushaltsmitteln verbesserte sich erst nach der Währungsreform, und zwar

mit der Einführung der D-Mark und der Aufhebung der Beschränkungen für die Wirtschaft und die Konsumgesellschaft. Das führte zu steigenden Einkommen bei fallenden Preisen, denn nach der Beseitigung der aus der Kriegszeit übernommenen Zwangsbewirtschaftung konnte sich die Wirtschaft, vor allem die Industrie und der Einzelhandel, sprunghaft entwickeln.

In dieser Zeit begannen auch schon die unter amerikanischer, englischer und französischer Aufsicht befindlichen späteren Bundesländer, sich zur Bundesrepublik Deutschland zu entwickeln, so dass nach der Währungsreform von 1948 das „deutsche Wirtschaftswunder“ beginnen konnte, und zwar das sogenannte Wirtschaftswunder der 1950er Jahre mit den bei einer solchen Wirtschaftsentwicklung üblicherweise auftretenden Konsumwellen für Nahrungsmittel, Kleidung, Einrichtungsgegenstände und Urlaub. Dazu beigetragen haben die Hilfen aus dem am 3. April 1948 beschlossenen Marshall-Plan-Programm der USA.

Auch ich habe zum Wirtschaftswunder beigetragen, wenn auch nur in sehr kleinem Maße. Gleich nach der Währungsreform 1948 habe ich mich im Scheideweg nützlich gemacht. Ich habe mitgeholfen, Mauersteine aus den Trümmerhaufen für den Wiederaufbau vorzubereiten, indem ich den Zement abklopfte. Für diese gemeinnützige Arbeit habe ich sogar eine erste Anerkennung, nämlich meinen ersten „Lohn“ bekommen, und zwar einen ganz neuen 5-Pfennig-Schein.

Dadurch ist natürlich noch kein Neubau entstanden. Der Wohnungsbau in der völlig durch Bomben zerstörten Stadt Hamburg dauerte Jahre. Das wirkte sich auch aus auf die seit Ende 1944 vertriebenen oder geflüchteten Deutschen aus dem Osten, vor allem aus Ostpreußen. Sie flohen hauptsächlich vor den Gräueltaten der russischen Armee in unzähligen Trecks in den Westen Deutschlands, auch in das durch Bomben zerstörte Hamburg.

Da Kraftfahrzeuge und Motorräder nur im Besitz der Wehrmacht waren, mussten die Menschen zu Fuß fliehen, mit Handwagen oder Pferdewagen. Sie hatten keine Ausrüstung für den langen Fluchtweg. Eine Vorbereitung der Flucht gab es nicht. Die Menschen wurden von Durchhalteparolen der nationalsozialistischen Machthaber zu lange am Verlassen ihrer Heimat im Osten gehindert.

Die Winter in den 1940er Jahren waren besonders kalt. Im Winter 1944 wurden die Flüchtlinge nicht nur Opfer des Hungers, sondern auch der Kälte. Viele Kleinkinder und alte Menschen starben auf der Flucht. Die von den russischen Soldaten eingeholten Flüchtlinge wurden misshandelt, vergewaltigt oder ermordet. Es werden 1,4 Mio vergewaltigte Frauen geschätzt. Arbeitsfähige Männer und Jugendliche wurden wie Kriegsgefangene zu Hunderttausenden als „lebende Reparationszahlung“ nach Russland deportiert.

Auch über die Ostsee oder Teile davon gelang die Flucht nur mit viel Glück; denn russische Tiefflieger beschossen die Flüchtlinge und russische Torpedos trafen Fluchtschiffe.

Die 12 bis 14 Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen suchten nach 1945 eine neue Heimat. Ein Ziel gab es für die meisten Flüchtlinge nicht, sofern sie nicht Verwandte in Westdeutschland hatten. Da die dort lebende Bevölkerung durch Kriegshandlungen und Bombenangriffe selbst stark litt, wurden die Neuankömmlinge misstrauisch oder gar feindselig betrachtet, zumal es ihnen an allem fehlte, an Lebensmitteln, Medikamenten, Kleidung, Wohnraum, und natürlich hatten sie auch keine Arbeit.

Die Beseitigung der Trümmern und der Wiederaufbau der Wohnblocks und anderen Gebäude sowie der Verkehrswege kamen nur langsam voran, waren aber für eine Handelsstadt wie Hamburg mit nationalen und internationalen Verbindungen besonders wichtig. Die Beseitigung der Trümmern konnte jedoch erst nach etwa 10 Jahren 1953 für beendet erklärt werden.

Auch wir, das heißt meine Mutter, mussten in der Bismarckstraße 82 Wohnungssuchende aufnehmen. Das Gästezimmer neben dem Wohnzimmer mit einem kleinen Balkon zur Straßenseite wurde an einen älteren Herrn aus der Verwandtschaft eines anderen Hausbewohners vermietet. In das neben unserem Schlafzimmer mit Balkon zum Hinterhof gelegene Arbeitszimmer, zog eine Dame ein, die als Sekretärin ein gutes Einkommen hatte. Ein drittes Zimmer, das vom Flur aus zu erreichen war, und einen freien Blick zum Hinterhof hatte, wurde an verschiedene junger Damen oder Herren vermietet. Dadurch konnten wir auch gleich in der Nachkriegszeit den durch den Tod meines Vaters, der zuletzt Handelsoberlehrer war, verursachten Einkommensausfall etwas ausgleichen; denn meine Mutter konnte mit zwei

kleinen Kindern nicht mehr arbeiten, so dass die Familie von der Hinterbliebenenrente leben musste.

In dieser Zeit ist meine Mutter öfter in das Alte Land gefahren, manchmal hat sie auch ihre beiden Söhne mitgenommen. Das war für meinen Bruder und mich immer etwas ganz Besonderes; denn wir kamen raus aus den Trümmern rund um unseren Wohnblock. Als Altes Land wird ein landwirtschaftlich genutztes Gebiet südlich der Elbe in Hamburg und Niedersachsen bezeichnet. Dort konnte meine Mutter bei den Landwirten Obst, Gemüse und andere im Alten Land angebaute Lebensmittel günstig einkaufen.

3. Einsatz für die Gemeinschaft in den ersten Jahren der Bundesrepublik Deutschland

Trotz der außerordentlich schwierigen unmittelbaren Nachkriegszeit mit den ausgebombten Häusern, den Trümmerhaufen und dem riesigen Zuwanderungsstrom aus den verschiedenen ehemaligen Teilen Deutschlands, vor allem aus dem Osten, musste das Leben in den von den vier Siegermächten besetzten Teilen Deutschlands weitergehen. Viele Familien waren zerstört, sie hatten ihre männlichen Mitglieder im Krieg verloren. Für den Wiederaufbau Deutschlands fehlten die Männer, die durch das NS-Regime umgekommen sind oder bei den Siegermächten in Gefangenschaft saßen. Dennoch wurde Deutschland wieder aufgebaut, trotz schlimmer Armut und grassierender Epidemien.

Deutschland hatte am Ende des Zweiten Weltkriegs gegenüber der Zeit vorher fast ein Viertel seines Staatsgebietes verloren. 15 Millionen Deutsche mussten ihre alte Heimat verlassen. In Polen, in der Tschechoslowakei und in Ungarn durften auf Beschluss der Siegermächte während der Potsdamer Konferenz 1945 keine Deutschen mehr leben.

Nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht vom 7. und 8. Mai 1945 lag die Verantwortung für die Zukunft Deutschlands bei den vier alliierten Siegermächten. Dabei wurden aber bald schon die Gegensätze zwischen den drei Westmächten und der Sowjetunion offenkundig.

Die gesetzlichen Voraussetzungen für die Entwicklung der in den westlichen Besatzungszonen befindlichen künftigen Bundesländer wurden in den von den USA, Großbritannien und Frankreich verwalteten Gebieten Deutschlands auf demokratischer Grundlage geschaffen. Dazu wurden schon 1946 Wahlen für die elf deutschen Länderparlamente der drei Westzonen durchgeführt, die daraufhin 1948 den Parlamentarischen Rat für die Schaffung des Grundgesetzes zusammenstellten.

Am 23. Mai 1949, also vier Jahre nach Kriegsende konnte dann der Grundstein für die parlamentarische Demokratie der Bundesrepublik Deutschland durch die Verkündung des Grundgesetzes gelegt werden.

Und schon am 14. August 1949 wurden die ersten Bundestagswahlen abgehalten, die mit einer außerordentlich hohen Wahlbeteiligung von 78,5 % durchgeführt werden konnten. Dadurch kam auch indirekt die Zustimmung der Menschen zum Grundgesetz zum Ausdruck, nämlich zu einem freiheitlich-demokratischen und sozialen Rechtsstaat auf der gewohnten föderalistischen Grundlage. Der föderale Staatsaufbau war in Deutschland erst am 30. Januar 1934 von den Nationalsozialisten durch das „Gesetz über den Neuaufbau des Reiches“ aufgehoben worden, wodurch die Hoheitsrechte der Länder an das Reich fielen.

Aufgrund der Wahlergebnisse wurde der Präsident des Parlamentarischen Rats, Konrad Adenauer (CDU), erster Bundeskanzler. Zum Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland wurde Theodor Heuss gewählt. Danach gaben die drei Regierungen von Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika ihr Handlungsmonopol für Deutschland auf.

Die Sowjetunion schuf daraufhin in ihrer Besatzungszone die Deutsche Demokratische Republik, eine kommunistische Diktatur, die die nationalsozialistische ablöste und den fünf früheren Bundesländern ihrer Besatzungszone weiterhin keine Hoheitsrechte gewährte.

In dieser aufregenden Zeit war ich schon 6 Jahr alt geworden. Für mich stand der Ernst des Lebens, nämlich die Schulzeit in Hamburg, kurz bevor. Schon am 13. Oktober 1946 fanden die ersten Wahlen der Nachkriegszeit in Hamburg statt, es wurde das Landesparlament, die „Hamburger Bürgerschaft“, gewählt. Erster Bürgermeister wurde der 1946 aus dem

amerikanischen Exil zurückgekehrte frühere Oberbürgermeister von Altona, Max Brauer (SPD).

Der Schuljahresbeginn war in den meisten deutschen Ländern zu Ostern. Während des Krieges wurde er 1941 im ganzen Deutschen Reich auf September festgelegt, bis er dann nach dem Krieg in den westlichen Besatzungszonen fast einstimmig wieder auf den Frühling verlegt werden konnte.

Da ich im April geboren bin, wurde ich im Frühjahr 1948 eingeschult. Ich kam in die weniger kriegsbeschädigte und wieder ausgebesserte der beiden Volksschulen auf der anderen Straßenseite des Gebäudes Bismarckstraße 82, wo wir unsere Wohnung im dritten Stock hatten.

Die Schule war erst drei Jahren vorher für den Unterricht wieder freigegeben worden. Das erste Schuljahr muss schrecklich gewesen sein. Die Schüler sollten ab 1. Oktober 1945 wieder zur Schule gehen. Vorher mussten Lehrmaterial und Lehrer auf den Unterricht vorbereitet werden. Dazu gehörte vor allem die Entnazifizierung.

Unterrichtsmaterial mit nationalsozialistischer Propaganda wurde dadurch verändert, dass Seiten in den Büchern zusammengeklebt oder aus ihnen rausgerissen wurden. Von den im Krieg nicht umgekommenen Lehrern wurden viele als politisch belastet eingestuft. Zu dem erschreckenden Personalmangel kam auch noch die kalte Jahreszeit: funktionierende Heizungen gab es nicht! Strom, Gas und Kohle waren streng rationiert.

Die Alliierten wollten die Lehrpläne, das Unterrichtsmaterial und möglichst auch die Lehrer noch vor Schulbeginn entnazifizieren. Das hätte aber den Schulbetrieb lange Zeit verhindert. Außerdem wollten die Siegermächte die deutschen Kinder und Jugendlichen so schnell wie möglich von der Straße holen. Deshalb musste vor allem Personal beschafft werden: Pensionäre, Studenten und für einen Beruf ausgebildete Hausfrauen, die in Schnellkursen als Lehrkräfte eingeschult werden konnten.

Da viele Schulen im Krieg schwer beschädigt wurden, mussten die davon betroffenen Schüler von anderen Schulen mit aufgenommen werden; wegen der Raumnot wurde anfangs auch in zwei Schichten unterrichtet.

Um die gravierende Unterernährung der Schüler zu lindern, erhielten im Juni 1947 noch ca. 170.000 Kinder warme Mahlzeiten in den Schulen von ausländischen Spendern.

Obwohl die Aktivitäten des Hamburger Hafens durch den 50 km entfernten „Eisernen Vorhang“ im Osten behindert wurden und die Stadt unter erheblicher Wohnungsnot litt, konnte sich Hamburg weiterentwickeln. Beispielsweise wurde Hamburg zum Medienstandort Deutschlands, außerdem erlebten Freizeit und Kultur durch die politische Stabilität und die wirtschaftlichen Erfolge Hamburgs weitere Höhepunkte, orientiert am traditionellen „hanseatischen“ Leitbild Hamburgs als liberale Handels- und Hafenstadt.

In dieser Zeit bin ich die ersten sechs Jahre zu der unserer Wohnung fast gegenüberliegenden Volksschule in der Bismarckstraße gegangen. Dort habe ich Lesen und Schreiben und noch viel mehr gelernt, was mir in den späteren Schuljahren am Gymnasium für Jungen am Kaiser-Friedrich-Ufer in Eimsbüttel zugute kam.

Pötzlich wurde ich jedoch krank. Eine Rippenfellentzündung ist von den Ärzten festgestellt worden und ich kam in ein Kinderkrankenhaus am Rothenbaum. Offensichtlich lag ein Erguss vor, der punktiert werden musste. Das dauerte eine Zeit lang und ich musste im Krankenhaus bleiben, konnte also nicht zur Schule gehen.

Glücklicherweise war die Ferienzeit nahe, so dass ich sowieso nicht zur Schule hätte gehen können. Die Sommerferien hat meine Mutter genutzt und ist mit ihren beiden Söhnen zur Erholung nach Duhnen an die Nordsee gefahren. Wir haben dort im Sandstrand gespielt und viele Spaziergänge am Meer gemacht, sind über die Strandpromenade gebummelt und im Wattenmeer gelaufen, wir konnten sogar mit dem von Pferden gezogenen Wattwagen auf die nahe gelegene Insel Neuwerk fahren.

Duhnen besteht als Fischerdorf seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Es war schon damals ein beliebter Badeort. Der Ort hat sich aber erst in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zum beliebten Seebad gewandelt. Es ist das Seeheilbad von Cuxhaven, einer Stadt an der Elbmündung, die bis 1937 zu Hamburg gehörte und heute zur niedersächsischen Nordseeküste.

Neuwerk ist eine bewohnte Insel im Südwesten der Außenelbe in der Helgoländer Bucht. Die Insel gehört zum Stadtteil Hamburg-Neuwerk, etwa 120 km Luftlinie entfernt. Sie ist von ca. 40 Einwohnern dauerhaft bewohnt. Die bis in die 1970er Jahre betriebene Landwirtschaft wurde in den letzten Jahren vom Tourismus mit ca. 100.000 Sommergästen abgelöst. Die Insel ist bei Ebbe mit Niedrigwasser von Duhnen durch das Watt auch zu Fuß in zweieinhalb Stunden erreichbar.

Die frische Seeluft sollte mir gut tun. Das war auch tatsächlich der Fall, so dass ich nach den Ferien wieder zur Schule gehen konnte.

Im Jahr darauf hat unsere Lehrerin sogar einen mehrtägigen Klassenausflug nach Cuxhaven-Duhnen gemacht. Das war für mich natürlich eine große Freude. Ich konnte mich nicht nur weiter an der frischen Seeluft erholen, sondern auch noch zeigen, was ich von Duhnen wusste und kannte.

Bei einem Strandbesuch konnte ich meinen Klassenkameraden sogar zeigen, dass man im Watt auch laufen kann. So sind die mutigsten unter meinen Freunden mit mir hinausgelaufen auf das Wattenmeer, bis wir plötzlich laute Schreie vom Strand her hörten. Unsere Lehrerin war vor Angst so aufgeregt, dass wir sofort zurückkommen sollten.

Das haben wir aber nicht gleich verstanden, sodass wir zunächst weiterliefen, bis wir endlich verständnislos umkehrten. Am Strand haben wir dann die erwartete Schimpfe bekommen, konnten danach aber weiterspielen.

Da meine Eltern aus Lüneburg stammen und wir dort und später auch in der Lüneburger Heide Verwandte hatten, sind wir in den Schulferien oft zu ihnen gefahren und haben viele Tage dort verbracht, vor allem in Stadensen, wo die Schwester meiner Mutter mit ihrem Mann, einem aus der Landwirtschaft stammenden Arzt, mit ihrer Familie lebte.

Damals gab es zu dem Dorf Stadensen, das heute ein Ortsteil der Gemeinde Wrestedt im Landkreis Uelzen ist, keine einfache Verbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln, deshalb sind wir mit der Eisenbahn von Hamburg bis nach Uelzen, einer Stadt etwa halb so groß wie Lüneburg, gefahren und wurden dort am Bahnhof von meinem Onkel abgeholt.

In Stadensen trafen wir auch die Eltern meines Onkels, die dort einen landwirtschaftlichen Betrieb hatten. Das war für meinen Bruder und für mich hochinteressant. Wir versuchten mitzuhelfen, wo es ging. Auf diese Weise lernten wir auch, Tiere zu pflegen und mit landwirtschaftlichem Gerät umzugehen. Je öfter wir hinfuhren, desto besser ging das, außerdem konnten wir uns in der Natur vom anstrengenden Tagesrhythmus der Großstadt Hamburg erholen.

Auf der Rückfahrt waren unsere Taschen immer voll; denn wir konnten uns mit Nahrungsmitteln aus der Landwirtschaft eindecken. Das war in diesen Jahren der Nachkriegsknappheit besonders wichtig.

Öfter, weil näher an Hamburg gelegen, waren wir in Lüneburg, wo die Eltern und Geschwister meiner Eltern lebten. Lüneburg an der Ilmenau liegt ungefähr 50 km südöstlich von Hamburg. Heute gehört Lüneburg zur Metropolregion Hamburg. Die Stadt befindet sich am Rand der Lüneburger Heide, einer Heide- und Waldlandschaft aus der Eiszeit in Norddeutschland.

Urkundlich erwähnt wurde Lüneburg schon im Jahr 956, um 1200 bekam es das Stadtrecht von Heinrich dem Löwen und wurde mit seiner Saline zu einem zentralen Handelsplatz. Lüneburg entwickelte sich durch seine Verbindung zu Lübeck rasch zu einer der wichtigsten und reichsten Städte der Hanse, ab der Zeit um 1400 sogar mit der Transportmöglichkeit über den Wasserweg unter Nutzung eines Kanals.

In der Reformationszeit wandte sich die Stadt um 1530 dem protestantischen Bekenntnis zu. In dieser Zeit entwickelte sich Lüneburg zu höchster wirtschaftlicher und kultureller Blüte. Erst mit dem Niedergang der Hanse verarmte die Stadt wieder.

Bei Lüneburg wurde am 4. Mai 1945 eine Teilkapitulation der deutschen Truppen in Norddeutschland, Dänemark und Norwegen sowie den nördlichen Niederlanden unterschrieben, womit faktisch die Kampfhandlungen im weitaus größten Teil des zu diesem Zeitpunkt noch von deutschen Truppen gehaltenen Territoriums endeten.

Ich erinnere mich noch daran, wie auf der Straße vor dem Haus meiner Großeltern mütterlicherseits englische Truppen an uns vorbeifuhren und von uns Kindern herzlich begrüßt wurden, weil die Soldaten uns Bonbons zuwarfen, die wir nicht kannten, aber die sehr gut schmeckten.

Die Schulzeit ging 1954 an der Volksschule Bismarckstraße viel zu schnell zu Ende. Die in meinem damaligen Alter gesammelten Erfahrungen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und auf den häufigen Reisen zu Verwandte beeinflussten mich noch in späteren Jahren. Auch die unerwartete, aber überwundene Krankheit, die zu einem Krankenhausaufenthalt und einer Erholungsreise führte, hatte einen starken Einfluss auf mein späteres Verhalten.

Darüber hinaus brachte der außerschulische private Klavierunterricht, immer wieder Abwechslung. Da wir von meinem Vater in der Wohnung ein Klavier hatten (es wurde berichtet, dass er sehr gut Klavier und Geige spielte), konnte ich den einmal in der Woche beim Klavierlehrer erhaltenen Unterricht vertiefen und üben, so oft ich wollte. Darauf freute ich mich immer, zumal ich dadurch auch ein Argument hatte, meine schwache Gesangstimme im Musikunterricht in der Schule herabzuspielen.

4. Mit der Hamburger Schulreform zu nebenschulischen Aktivitäten in Sport, Kunst und Sozialem

Nach sechs Jahren Grundschule mussten sich Eltern und Schüler entscheiden, auf welche Schule sie anschließend gehen wollten beziehungsweise sollten. Das fiel in Hamburg gerade in eine Zeit mit einem schulpolitisch brisanten Thema. Die Mehrheit der Hamburger Bevölkerung wollte die 1949 beschlossene Schulreform mit einer sechsjährigen Grundschule rückgängig machen, was durch den sogenannten „Hamburg Block“ bürgerlicher Parteien nach den gewonnenen Wahlen sofort geschah.

Auf diese Weise gehöre ich mit meinen Klassen-beziehungsweise Jahrgangskameraden zu den letzten im Frühjahr 1955 mit mehr als vier Volksschuljahren in eine der beiden höheren Schulen, nämlich Mittelschule und Gymnasium, aufgenommenen Schülern Hamburgs.

Ich kam in die 7. Klasse des Gymnasiums am Kaiser-Friedrich-Ufer in Hamburg-Eimsbüttel, und zwar in den sprachlichen Zweig.

Das Eimsbütteler Gymnasium liegt nicht weit entfernt von unserer Wohnung in der Bismarckstraße im Stadtteil Hoheluft-Ost. Zwei Jahre später, 1956, sind wir jedoch in eine kleinere Dreizimmer-Wohnung in die Eichenstraße 62

umgezogen, eine zur Mansteinstraße parallel verlaufende Straße, die ebenfalls von der Bismarckstraße abbiegt.

Da ich gerne bereit war, mich am Gymnasium am Kaiser-Friedrich-Ufer über den auf einem hohen Niveau dargebotenen Unterricht hinaus für weitere gesellschaftlich relevanten Themen und Aufgaben einzusetzen, wurde ich gleich im erste Gymnasialjahr 1955 zum Klassensprecher der 7. Klasse in der für alle Schüler völlig neuen schulischen Umgebung gewählt. Das Gymnasium am Kaiser-Friedrich-Ufer war damals noch eine Schule für Jungen, es gab also im Gegensatz zur damaligen Grundschule keine gemischten Klassen mit Jungen und Mädchen.

Als Klassensprecher habe ich die Interessen meiner Klasse und auch die Seite der Lehrer vertreten. Bei unterschiedlichen Meinungen habe ich vermittelt. Auch bei klasseninternen Problemen und bei Konflikten mit Lehrern wurde ich gefordert.

Gerne habe ich mich auch bei der Vorbereitung von Ausflügen und Klassenreisen, zum Beispiel nach Sylt, mit eingebracht, neu hinzukommende Schüler in der Anfangszeit betreut und mich ab 1956 an der Schülerzeitung „Der Pelikan“ beteiligt. In den folgenden Jahren habe ich das Amt des Klassensprechers bis zum Abitur im Frühjahr 1962 am Ende der 13. Klasse ausgeübt, insgesamt sieben Jahre.

Als besonders wichtig habe ich bis zum Abitur die Fächer Musik, Kunst und Sport genommen und mich auch in der Schule dafür eingesetzt.

Bei der Musik habe ich mich besonders für die Förderung der Hausmusik verwandt. Auch den schon in der Grundschule begonnenen Klavierunterricht habe ich bis zum Abitur beibehalten und in der Abiturprüfung im Fach Musik die Sonate Pathetique von Ludwig van Beethoven vorgespielt. Nach dem Abitur habe ich mich der Jazz-Musik zugewandt, habe in einem Hamburger Jazz-Club mitgearbeitet und Vorträge über die Entwicklung in der Jazzmusik gehalten.

Da wir am Gymnasium Lehrer hatten, die sich besonders im Fach Kunst einsetzten und begabte Schüler förderten, habe ich sehr gut bewertete Aquarelle zu Hause an Wochenenden oder an freien Tagen gemalt. Außerdem habe ich mich in der Schule bei der Umgestaltung von Etagen

eingesetzt und mit künstlerischen Vorschlägen zur Modernisierung beigetragen.

Das Gymnasium für Jungen in Eimsbüttel hatte in Ermangelung einer eigenen Sporthalle über einen Flur Zugang zu den Sporthallen des benachbarten Sportvereins Eimsbütteler Turnverband - ETV. Da ich Training brauchte, um mich auf sportliche Leistungen vorzubereiten, bin ich auf Anregung des Sportlehrers am Gymnasium mit einigen Klassenkameraden in den ETV eingetreten.

In den sehr gut ausgestatteten Sporthallen des Vereins konnten wir uns auf alle Disziplinen der Leichtathletik, nämlich Laufen, Springen und Werfen vorbereiten. Mir lagen am besten die kurzen Strecken bis 400 m beim Laufen und der Weitsprung. Beim Kurzstrecken-Lauf und beim Weitsprung habe ich die besten Ergebnisse erzielen können. Beispielsweise wurde ich 1956 Hamburger Meister im 4 x 100 m-Staffellaufen. Vereinsinterne Meisterschaften gewann ich jahrgangsbedingt im Weitsprung.

Auch den Langstreckenlauf habe ich trainiert und bin abends, als es schon dunkel wurde, mit einer Gruppe Athleten viele Kilometer gelaufen, musste aber feststellen, dass ich bei Wettkämpfen nach über 1.000 m körperlich Schwierigkeiten bekam, so dass mir von einem Weiterlaufen abgeraten wurde.

Aufgrund meiner sportlichen Leistungen konnte ich auch an überregionalen Wettkämpfen teilnehmen. Die weiteste Reise dahin, die ich mitgemacht habe, war nach Berlin. Dort sind wir von den Familien unserer Wettkampfgegner aufgenommen worden. Das war für uns „Kinder“ ein großes Erlebnis.

Über den körperlichen Sport hinaus habe ich mich auch für den schreibtechnischen Sport eingesetzt, und zwar für Kurzschrift und Maschinenschreiben. In Stenographie habe ich beispielsweise 240 Silben/Minute geschrieben, den stenographischen Vierkampf und das Staffelschreiben mitgemacht.

Darüber hinaus habe ich Leitungsfunktionen im Hamburger Stenographenverein übernommen, bin ab 1958 als Unterrichtsleiter für das Schreibtraining tätig gewesen und habe schon zwei Jahre vor meinem Abitur das Unterrichtsleiter-Examen gemacht und Stenographie-Unterricht erteilt.

Auch habe ich weiterhin die Vereinsmitglieder auf höhere Geschwindigkeiten trainiert.

Die dargestellte während der Schulzeit am Gymnasium vorgenommene Freizeitgestaltung erfolgte im Rahmen der familiären Bindung. Bei fortschreitender Pubertät in meinem Freundeskreis rückten wir Jungen weiter zusammen und planten unabhängig von der jeweiligen Familie gemeinsame Fahrten, zunächst über das Wochenende und später in den Ferien. Da wir alle kein Geld hatten, durften die Reisen möglichst nichts kosten. Deshalb versuchten wir, per Anhalter zu fahren. Das war in den 1950er und 1960er Jahren mit verhältnismäßig geringem finanziellen Einsatz möglich und galt damals sogar für uns Jugendliche als sportlich.

Auf unserer ersten Reise wurden wir von den Eltern des mich begleitenden Freundes bis nach Düsseldorf mitgenommen. Dort blieben wir die Nacht über in einer preiswerten Unterkunft und fuhren früh am nächsten Morgen weiter. Dabei hatten wir wirklich Glück! Ein Auto hielt gerade an dem Parkplatz von Köln, an dem wir von einem anderen gerade abgesetzt worden waren.

In dem sich entwickelnden Gespräch im Auto erfuhren wir, dass unser Gastgeber ein Unternehmer aus Nordrhein-Westfalen ist und auf dem Weg zu seinem Haus an der Mosel war, um sich am bevorstehenden langen Wochenende etwas zu erholen. Da wir offensichtlich auf unseren Gastgeber einen guten Eindruck machten, lud er uns sogar ein, mit zu seinem Haus zu kommen und dort zu übernachten.

Da wir auf der ersten Fahrt per Anhalter so viel Glück hatten, haben wir uns in den nächsten Osterferien wieder eine Anhalter-Reise vorgenommen. Diesmal kamen wir noch weiter. Wieder hatten wir Glück und wurden von einem Auto mitgenommen, dessen Fahrer auf dem Weg in ein Jugendheim im Allgäu war, das er für seinen Verband überprüfen wollte.

Schließlich nahm er uns mit in das Heim nach Hindelang in den bayerischen Alpen. Dort hatten wir gleich Anschluss und konnten den Kurort auf diese Weise sehr gut kennenlernen. Es lag sogar noch Schnee, sodass wir uns in dem heute modernsten Skigebiet im Allgäu auf Skier stellen und ein Stück im heutigen Bad Hindelang abfahren konnten.

Fahren per Anhalter konnte ich zunächst nicht in den großen Ferien im Sommer. In den Sommerferien sind wir fast jedes Jahr zum Zelten an die Ostsee gefahren, und zwar hauptsächlich nach Pelzerhaken. Dort habe ich mit meiner Mutter und meinem Bruder unser Zelt aufgebaut, manchmal sogar zwei Zelte, wenn Besuch kam. Mit unserem Zelt waren wir immer beschäftigt, insbesondere wenn es windig wurde oder regnete.

Am Strand in Pelzerhaken konnten wir sehr gut entspannen und uns erholen. Und in der Ostsee haben wir gefahrlos baden können. Heute wird Pelzerhaken manchmal als das „Hawaii der Ostsee“ bezeichnet, weil es dort die besten Bedingungen für Windsurfer, Kiter und Stand-up-Paddler gibt.

In Pelzerhaken habe ich auch zum ersten Mal Kontakt zur DLRG, der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft, bekommen und am Anleger aufgepasst, dass niemand ins Wasser fällt.

Bevor wir regelmäßig an die Ostsee zum Zelten fahren, waren wir schon am größten deutschen Binnensee, dem Chiemsee in Bayern. Dort haben wir auch die Insel Herrenchiemsee von König Ludwig II. besucht, deren Palast er 1878 dem von Versailles nachbauen ließ.

Die kleinere Insel auf dem See ist Frauenchiemsee und ist eine Benediktinerinnenabtei, genannt Frauenwörth. Es ist das älteste bestehende deutschsprachige Frauenkloster nördlich der Alpen.

Da ich als Schüler des Gymnasiums für Jungen am Kaiser-Friedrich-Ufer dem sprachlichen Zweig angehörte, hatte ich mehr Sprachunterricht als die Schüler des naturwissenschaftlichen Zweigs. Unsere erste Fremdsprache war Englisch, in der 7. Klasse kam Latein dazu. In der Oberstufe von der 11. bis zur 13. Klasse lernten wir auch noch Französisch. Spanisch wurde als freiwillige Sprache angeboten, und zwar außerhalb des Stundenplans mehrmals die Woche in der Frühstunde ab 7 Uhr morgens. Auch Grundkenntnisse in Spanisch habe ich auf diese Weise erworben.

Da ich mein Schulenglisch weiter verbessern wollte, hat mir mein damaliger Klassenlehrer, dessen Hauptfach Englisch war, empfohlen, die nächsten Sommerferien in England zu verbringen. Er bot mir sogar an, mich an eine befreundete Familie zu vermitteln, deren Oberhaupt ein methodistischer Pfarrer in Grimsby war und aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit sehr gute Kontakte hatte.

Dieses großzügige Angebot nahm ich an und fuhr in der 10. Klasse 1960 nach Grimsby in England, einer Hafenstadt im Nordosten des Landes. Sie liegt an der Mündung des River Humber. Schon im 9. Jahrhundert wurde sie von Dänen gegründet.

In den 1920er Jahren war Grimsby der wichtigste Fischereihafen Englands. Heute dominieren lebensmittelverarbeitende Betriebe.

Der Hafen von Grimsby war im Zweiten Weltkrieg ein wichtiges Ziel der deutschen Luftwaffe, und man ging davon aus, dass Grimsby aufgrund seiner Lage und Infrastruktur bei einer erfolgreichen deutschen Invasion einer der ersten Landungspunkte in England gewesen wäre.

Ich wurde bei meiner Ankunft in Grimsby herzlich empfangen. Nicht nur meine Gastgeberfamilie nahm mich freundschaftlich auf und setzte sich bei jeder Gelegenheit für mich ein. Auch die Kontakte und die Gesprächspartner in der methodistischen Religionsgemeinde waren für mich sehr wichtig.

Die Methodisten haben eine strenge methodische Lebensführung nach biblischen Grundsätzen. Es zählen nicht so sehr Meinungen und Lehren, sondern die Gesinnung und Lebensführung. Nach Ansicht der Methodisten ist die bewusste innere Umkehr (Buße) ihr wesentliches Merkmal, ebenso wie die Rechenschaftspflicht und die Sozialarbeit.

Auch zu einer englischen Schule wurde ein Kontakt für mich hergestellt, so dass ich in der Zeit, in der die Schüler noch nicht in Ferien waren, am Unterricht teilnehmen konnte. Selbst an den informellen Zusammenkünften in der Ferienzeit konnte ich mich beteiligen.

Von meiner Gastgeberfamilie wurde ein geistig etwas behinderter Jugendlicher betreut. Das belastete die Familie sehr und war auch für den Pfarrer der Methodistischen Kirche sehr anstrengend, zumal es sehr viel Zeit kostete und Heilungserfolge nicht gleich sichtbar waren.

Wenn der Jugendliche trotz guten Zuredens, intensiver Bitten und vorsichtiger Drohungen nicht einsichtig wurde und seine rechtswidrigen Taten nicht einstellte, wurde er zur eigenen Sicherheit in Trance versetzt und hypnotisch auf ihn eingewirkt, indem ihm verbale Anweisungen gegeben wurden. Diese Suggestionen waren meistens auch nach Auflösung der Hypnose noch wirksam. Für mich war die Teilnahme an der Hypnosetherapie

beeindruckend und außerordentlich interessant, so dass ich mich mit dieser Heilmethode auch nach meiner Rückkehr nach Hamburg weiterhin beschäftigte.

Nach den langen Sommerferien in England bin ich in den folgenden Oster- und Herbstferien mit Klassenkameraden noch öfter nach England gefahren, meistens mit dem Schiff von Calais oder Dünkirchen nach Dover über den „Ärmelkanal“ und von dort mit der Bahn nach London. Das war für mich immer faszinierend: Von dort sind wir nach Oxford und auch weiter an die Südküste Englands nach Bournemouth und Brighton gefahren, auch mit geliehenen Autos. Auf diese Weise haben wir England südlich von London kennen gelernt und die englische Sprache praktiziert. Auf dem Rückweg haben wir dann in London diverse Taschenbücher gekauft, die ich nach unserer Rückkehr zu Hause gerne las.

Die zweite aktuelle Fremdsprache, die wir im Gymnasium am Kaiser-Friedrich-Ufer lernten, war Französisch. Der Französisch-Unterricht begann zwar erst in der 11. Klasse, wurde aber intensiv betrieben. Da traf es sich gut, dass ich von einem Schulkameraden gebeten wurde, ihn als Tutor des Deutsch- Französischen Schüler- und Studentenheims (Centre Franco-Allemand / Deutsch-Französisches Zentrum) in Wasserburg am Bodensee in den Sommerferien zu vertreten. Dadurch konnte ich meine Französischkenntnisse nicht nur verbessern, sondern auch in der Umgangssprache praktische Erfahrungen sammeln.

Ich reiste also als Schüler der 12. Klasse nach einem Jahr Französischunterricht zum vereinbarten Termin durch ganz Deutschland, um von Hamburg an den Bodensee zu gelangen. Wasserburg liegt ein paar Kilometer vom bekannten Inselstädtchen Lindau entfernt am Bodensee. Der Ort bildet eine Halbinsel.

Das Deutsch-Französische Heim liegt direkt am See. Das Haus des Schülerheims hat die Atmosphäre eines historischen Gebäudes in einer malerischen Landschaft und hochinteressanten Umgebung. Die nahe gelegene Bergwelt im Dreiländereck besteht aus Allgäuer, Österreicher und Schweizer Alpen.

Das Schüler- und Studentenheim ist in den Monaten Juli und August ausschließlich für Jugendbegegnungen reserviert. Im Heim können etwa 50 männliche und weibliche Jugendliche im Alter von 13 bis 18 Jahren wohnen. Die zum Heim gehörenden Ruderboote und Surfbretter, auch Stand-Up-Paddel dürfen benutzt werden. An das Wasser kommt man über den hauseigenen Badesteg. Auch die Aufsicht beim Wassersport wird von den beiden Tutoren geführt.

Eine Ballspielwiese steht den Jugendlichen zur Verfügung. Volleyball, Tischtennis und Badminton können gespielt werden. Im Speisesaal und im Aufenthaltsraum können sich die Jugendlichen untereinander kennenlernen und miteinander spielen. Innenaktivitäten und die Abendgestaltung werden gefördert. Auch Gruppen für die Spracharbeit werden unterstützt. Es gibt sogar einen Grillplatz im Heim. Das tägliche Zusammensein fördert das Verständnis unter den französischen und deutschen Jugendlichen.

Das Deutsch-Französische Zentrum in Wasserburg ist auch Ausgangspunkt für hochinteressante Ausflüge am Bodensee und in die nahe gelegene Bergwelt der Alpen. Auch bei der Vorbereitung und Durchführung solcher Fahrten mit Bus oder Schiff sind die Tutoren beteiligt und mitverantwortlich.

Für mich war die Zeit als Tutor im Deutsch-Französischen Schüler- und Studentenheim sehr wichtig; denn ich konnte dort Leitungs- und Führungsfunktionen schon in jungen Jahren übernehmen. Deshalb habe ich mich schon vor meiner Abreise zurück nach Hamburg dazu bereit erklärt, im darauffolgenden Sommer 1961 das Tutorenamt noch einmal zu übernehmen. Das sollte mein letztes Schuljahr sein, nämlich das 13. Schuljahr, an dessen Ende im Frühjahr 1962 die Abitur-Prüfung abgenommen wird.